

Andreas **Eschbach**, Der Nobelpreis, Bergisch Gladbach (Lübbe) 2005

[S. 160-161, Berufsbild]

Natürlich unterliegt das Geschäft des gewerblichen Spionierens denselben Wettbewerbsbedingungen wie jede andere Form gewerblicher Betätigung auch. Die Konkurrenz ist zahlreich, der Wettbewerb erbittert. Hacker - also Leute, die sich über Datennetze in fremde Computersysteme einklinken, um dort auf die Suche nach interessanten Daten zu gehen - gibt es wie Sand am Meer. Sie mögen ihre Daseinsberechtigung haben; auf jeden Fall verkörpern sie das Bild, das sich die Öffentlichkeit von einem Industriespion macht. Ich jedoch begeben mich vor Ort, ich weiß, was ich tue, und ich kann einschätzen, was ich zu sehen bekomme. Das ist mein persönlicher Wettbewerbsvorteil.

Denn was ist, wenn sich die interessanten Daten in Computern befinden, die an kein Netz angeschlossen sind? Was, wenn die Unterlagen, auf die es ankommt, überhaupt nicht in digitaler Form vorliegen, sondern als Papiere, Pläne, handschriftliche Notizen? In solchen Fällen schlägt meine Stunde. ***Ich komme nicht durch ein Kabel, ich komme durch die Tür. Ich knacke keine Passwörter, ich knacke Schlösser. Ich bin nicht darauf angewiesen, dass es einen Zugang gibt zu den Informationen, die meine Auftraggeber interessieren, ich bahne mir meinen Zugang selbst.***

Ich bin oft als altmodisch belächelt worden, doch tatsächlich werde ich immer moderner. Die Zeit ist auf meiner Seite. Viele Firmen, die sich ihrer Verletzbarkeit durch Hacker-Attacken bewusst sind, vernachlässigen den Schutz gegen Leute, die einfach durch ihre Tore spazieren und existenzwichtige Dokumente davontragen können, und zwar in einem Maße, das ans Absurde grenzt. Für Firewalls und ähnliches Zeug werden Millionen ausgegeben, doch ich finde immer häufiger billige Zylinderschlösser an entscheidenden Türen, und heutige Tresore sind oft nur noch bessere Blechkästen. Kaum jemand denkt daran, dass auf den Plastikfarbbändern moderner Schreibmaschinen der gesamte Text deutlich ablesbar ist, der damit geschrieben wurde - nur eben in umgekehrter Reihenfolge der Buchstaben. Gerade in den modernsten, am besten vernetzten Büros wird übersehen, was für eine Schwachstelle simples Papier ist. Der Zugangsschutz ins interne Netzwerk mag vom Feinsten sein: Ich brauche bloß Schubladen aufzuziehen und finde Listings, Probeausdrucke, Manuskripte, Notizen, Entwürfe und Konzepte aller Art. Und noch nie wurde in den Büros so viel Papier verbraucht wie heute.

Allerdings genügt es nicht, ein guter Einbrecher und Safeknacker zu sein, um auch als Industriespion zu taugen. Wenn ich vor Ort bin und in Unterlagen blättere, muss ich imstande sein zu erkennen, was von Bedeutung ist und was nicht. Anders als ein Hacker, der im Zweifelsfall einfach alles kopiert, was er findet, und nachher in Ruhe Spreu von Weizen trennt, ist die Menge dessen, was ich aus einem fremden Büro mitnehmen kann, begrenzt.

Was ein Industriespion deswegen außerdem braucht, ist eine umfassende Bildung. Ein Vertrag, auf den man stößt, kann eine banale Formalität sein oder ein explosives Dokument, je nachdem, welche Namen darunter stehen. Also ist es entscheidend, diese Namen zu kennen. Ein Industriespion muss mit den Strukturen der Branche, mit der er es zu tun hat, vertraut sein, und die elementaren Fakten über wichtige Firmen und maßgebliche Personen parat haben. Er muss grundlegende Techniken, Herstellungsverfahren und Zusammenhänge kennen und die einschlägige Fachterminologie beherrschen. Und vor allem anderen muss er imstande sein, die Papiere zu lesen, auf die er stößt.

Ich spreche außer Schwedisch nur Englisch, und das eher schlechter als hierzulande üblich - aber ich kann elf weitere Sprachen lesen: Norwegisch, Finnisch, Russisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Portugiesisch, Polnisch, Tschechisch sowie, worauf ich besonders stolz bin, japanisch.

Ich gestehe es: Ich liebe diesen Beruf. Nichts anderes ist mit dem Nervenkitzel zu vergleichen, den es bedeutet, in verbotene, abgesicherte Bereiche voller Geheimnisse einzudringen ...

[S. 189, Verkleidung]

Die Kunst der Verkleidung besteht in der Veränderung der zwei entscheidenden Merkmale: Körpersilhouette und Bewegung. ...

Nichts übertreiben, darauf kam es an. Völlig durchschnittlich auszusehen und niemandem aufzufallen war das anzustrebende Ideal.

[S. 291 – 293, Visitenkarten]

Auf dem Weg dorthin hielt ich an Fotogeschäften, Copyshops und ähnlichen Läden, bis ich einen mit einem Automaten fand, der Visitenkarten druckte. Fünf Minuten später war ich im Besitz von zwanzig frisch gedruckten, erstaunlich gut aussehenden Karten, denen zufolge ich *Mats Nilsson* hieß und *Production Designer* einer Filmgesellschaft namens *Columbia-Warner Entertainment* mit Sitz in Beverly Hills, Los Angeles, war.

„Das muss absolut vertraulich bleiben“, erklärte ich dem Chef der Automobilwerkstatt kurze Zeit später, nachdem ich ihm eine der Karten überreicht hatte. Meinem Tonfall war, so hoffte ich, eine gewisse drängende Eile anzumerken. ...

Mein Gesprächspartner nahm Haltung an. „Wird Mister Bond dieses Auto fahren?“

„So ist es.“

„Sagen Sie mir, was Sie brauchen.“

Ich sagte ihm, was ich brauchte. Gleich darauf stürmte er hinaus, als stünde das Schicksal der freien Welt auf Messers Schneide, und trommelte seine Leute zusammen. ...

Es dauerte keine halbe Stunde. „Können Sie die Rechnung an die Adresse auf meiner Karte schicken?“, fragte ich, höchst zufrieden mit dem Anblick, den der Toyota bot. Der Mann winkte ab. „Ach was, dafür will ich doch kein Geld.“ ...

Ich staune immer wieder über die Magie von Visitenkarten.

[S. 340, Einbruch]

Ich sah mir das Gitter, die wuchtige Tür, die Codeschlösser noch einmal an, diesmal mit meinem berufsmäßigen Blick. Karte und Code. Das war in der Zeit, die mir blieb, nicht zu schaffen. Ich hatte so was schon gemacht, ja, natürlich. Aber das erforderte langwierige Beschattungen des Personals, viel Zeit, hohen Aufwand. Man musste herausfinden, wer alles in dem Gebäude arbeitete, musste denjenigen herauspicken, der die Schwachstelle darstellte, sich auf diese Person konzentrieren. Ihr folgen. Oft hatte sie einen schwachen Code, nur eine Ziffer mehrmals hintereinander, ihr Geburtsdatum, die Jahreszahl, geometrische Muster, aufsteigende und absteigende Zahlen oder was immer sich Leute so einfallen ließen, um es jemandem wie mir leichter zu machen. Manchmal konnte man den Code einfach an der Tastatur ablesen. Beispielsweise wenn bestimmte Tasten abgewetzt waren - bei der miesen Qualität, die die meisten Firmen produzierten, brauchte es dazu nur den Fingerschweiß eines Dutzend Angestellter und ein paar Monate Zeit. Wo nicht, ließ sich mit einer Videokamera und einem richtig starken Teleobjektiv von einem geeigneten Versteck aus die Kombination ermitteln. Die Karte musste man natürlich stehlen.

[S. 373, Unauffälligkeit]

Und bloß nicht schleichen! Schleichen ist verdächtig. Man darf auf feindlichem Gelände niemals ohne Not schleichen, sondern muss sich entspannt bewegen, zielstrebig, so selbstverständlich, als habe man hier zu tun, als gehe man nur seinem mäßig geliebten Job nach. Ich konnte ein Wachmann sein, ein Bote, irgendjemand, der einfach etwas vor

die Haustür zu legen hatte.

Mit dieser Haltung war ich einmal sogar von einem großen Firmengelände entkommen, obwohl schon ein von mir versehentlich ausgelöster Alarm in vollem Gange gewesen war. Überall drehten sich gelbe Warnlichter, heulten Signalhupen, doch ich spazierte gelassenen Schrittes am Pfortnerhaus vorbei und brachte es fertig, den Pfortner verwundert zu fragen, was denn da los sei. Er wusste es auch nicht, wünschte mir aber noch einen schönen Tag.